

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 25 (1973)
Heft: 2
Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Seelenmassage für Klatschbasen

*Das Deutschschweizer Fernsehen hat für seine Montagabendprogramme vorerst aus-
gesorgt. Bis in den Juli hinein wird es seine Zuschauer mit der «Forsyte Saga» beglück-
ken, jener 26teiligen Fernsehfolge, welche die British Broadcasting Corporation (BBC)
dem gleichnamigen epischen Roman von John Galsworthy (1867–1933) nachgestal-
tet hat. Des Nobelpreisträgers Werk – so muss nach den ersten vier Folgen leider be-
fürchtet werden – ist unter den Händen eifriger Fernsehmacher zum kleinkarierten
Familienklatsch-Stück geraten.*

«Für die weitverzweigte Geschichte mit 120 Darstellern und weiteren Personen, die er-
wähnt werden, aber nicht auftreten, dient der Stammbaum der Familie Forsyte als
Orientierung. Wir empfehlen unseren Lesern, sich das Blatt als Verständnishilfe aufzu-
heben.» Dies war – begleitet von einer in antiker Schrift gehaltenen Familien-Über-
sichtstafel – in einer ebenso angesehenen wie auflagestarken Zürcher Tageszeitung zu
lesen. Wer indessen den Stammbaum der Forsytes eifrig konsultiert, bringt sich um das
schönste Vergnügen der Monsterserie aus Grossbritannien: nämlich zwischen zwei
Folgen zu erraten, wer in der nächsten Ausgabe Verlobung feiert, heiratet, scheidet
oder stirbt. Klatsch und Tratsch sind denn tatsächlich auch die dramaturgischen Ele-
mente Nummer 1 in der Fernsehadaptation von Galsworthys Roman. Nicht das Treppen-
haus oder der Hinterhof bilden allerdings die Kulisse dazu, sondern die Dinners, Tees
und Familienfeiern der gediegenen Forsytes, einer Familie, die mit ihrem Reichtum und
Ansehen mit den Rückgrat des viktorianischen Englands bildet. Doch – und auch hier
kommt die Saga jenen entgegen, die weniger die Zeitkritik Galsworthys, dafür um so
mehr den kleinen, schmierigen Skandal suchen – die Fassade bröckelt langsam ab.
Auch bei den Reichen und Vornehmen – welch ein Glück – geht nicht alles wie ge-
schmiert. Da gibt es plötzlich einen künstlerisch veranlagten Querulanten, scheitert
eine Ehe, wird eine zum vornherein zum Versagen verurteilte geschlossen, macht sich
ein uneheliches Kind bemerkbar. Die Forsytes, sich nicht zuletzt aus alten Tanten
rekrutierend, haben etwas zu munkeln und die Dienstboten noch mehr. Und immer,
wenn es einem bei dieser Seelenmassage für Klatschbasen so richtig warm ums Herz
wird, immer wenn man sich mit eigener Denkkraft oder vorsorglich über die Presse
vervielfachtem Stammbaum wieder einmal sämtliche Forsytes fein säuberlich eingeord-
net hat, ertönt schicksalsschwangere Musik und das Bild wird ausgeblendet. Fortset-
zung folgt. Das Fernsehen entlässt seine Kinder in der Gewissheit, dass auf solchem
Mist das Bangen um die Forsytes füglich wachsen wird und dass das provozierte Rät-
selraten um das weitere Geschick auf allen Ebenen des umfangreichen Familienclans
am nächsten Montag wiederum für hohe Einschaltquoten sorgt.

Nun wäre dies ja alles kaum einer Bemerkung wert, denn die Serie fällt durchaus nicht
aus dem Rahmen der üblichen Fernsehunterhaltung. Sie entlässt den Zuschauer für
eine Weile aus seinem Alltag, indem sie ihm den geplanten Alltag einer konstruierten
Familie mit ihren wohldosierten Sorgen vorgaukelt. Schlimm ist nur, dass die «Forsyte
Saga» als Meisterwerk des Fernsehschaffens angepriesen wird und eine entsprechende
Sendezeit eingeräumt erhielt: Ausgerechnet der Montagabend, der sonst dem gepfleg-
ten Fernsehspiel reserviert war, ist nun bis tief in den Sommer hinein blockiert. Das ist,
geline gesagt, ein Affront gegenüber allen anspruchsvollen Fernsehkonzessionären.

Die «Forsyte Saga», als «bisher grösste Leistung der BBC» deklariert, hält einer kriti-
schen Beurteilung in keiner Weise stand. Die geschwätzige Fernsehbearbeitung durch
Donald Wilson hält einen Vergleich mit der Romanvorlage schon deshalb nicht aus,
weil sie den sozialen Umbruch, der jene Zeit und damit auch Schicksal und Verhalten
der Forsytes bestimmte, in keinem Augenblick durchschaubar macht. Die Fernsehserie

ist steril auf die Familiengeschichte ausgerichtet; die Regie (David Giles) operiert im aseptischen Raum. Das hat zur Folge, dass Veränderungen, die auf gewissen Geisteshaltungen beruhen oder ihre Begründung in einer Umstrukturierung der Umwelt haben, langfristig und mit sturer Einfalt vorbereitet werden müssen. Dazu dient vorwiegend die Tonspur. Endlose Konversationen und Dialoge bestimmen den Ablauf der Ereignisse. Wenn immer etwas Wichtiges vorfällt, vernimmt man es durch das Wort. Das Bild – immerhin ein Bestandteil des Fernsehens – wird vernachlässigt. Der Unterschied zur Radiohörfolge liegt bloss darin, dass die abphotographierten Gesichter das Erkennen der Personen erleichtern. Das Bild vermag sozusagen nichts auszudrücken. Es ist erschreckend, feststellen zu müssen, dass nicht einmal eine sorgfältige Milieuschilderung stattfindet: Die Personen der «Forsyte Saga» werden nicht durch die sie umgebenden Gegenstände und ihre persönliche Umwelt charakterisiert, sondern immer wieder wortreich vorgestellt.

Zu diesem Unvermögen, eine immerhin beachtliche Romanvorlage für das Fernsehen zu adaptieren, gesellen sich die unmotivierte Montage innerhalb der einzelnen Folgen und die gelegentlichen kläglichen Versuche, «action» bildhaft darzustellen. Frances Todessturz vom Pferd etwa wurde dermassen dilettantisch inszeniert, dass er vor den Augen jedes drittklassigen Westernregisseurs keine Gnade gefunden hätte. Vergleiche mit dem Filmschaffen drängen sich indessen nicht nur von formalen und dramaturgischen Gesichtspunkten her auf. Stellt man der Darstellung des Zeitgeistes in der «Forsyte Saga» etwa jene aus Joseph Loseys Film «The Go-Between» gegenüber, so wird man unschwer erkennen, wo die Mängel der 26teiligen Fernsehfolge zu suchen sind. Echte Stimmung ist nicht eine Frage des getreu nachgebildeten Kostüms, sondern der Charakterisierung der Personen in ihrer geistigen und sozialen Umwelt. Galsworthy ist dies in seinem Romanzyklus gelungen, und Joseph Losey steht ihm in der filmischen Darstellung eines ähnlichen Stoffes (Drehbuch: Harold Pinter) nicht nach. Roman und Film aktualisieren Vergangenheit, weil sie den Zeitgeist einer Analyse unterziehen. Das lässt sich von der «Forsyte Saga» im Fernsehen beim besten Willen nicht sagen.

Es bleiben die geschwätzigen Bildchen, die kleinen als Zeit- und Sozialkritik ausgegebenen Skandale, der Tratsch und der Klatsch und – zugegebenermassen – einige beachtenswerte schauspielerische Leistungen. Das Publikum wird aus den erwähnten



Gründen die Schicksale der Forsytes mitverfolgen bis zum bittern Ende der 26. Folge. Bedauerlich ist, dass es das im vom Fernsehen und einem Teil der Kritik geförderten, aber falschen Bewusstsein tut, künstlerisches Fernsehschaffen zu verfolgen. Die TV-«Forsyte Saga» ist nichts anderes als die verpasste Chance, die Schwierigkeiten gesellschaftlicher Veränderungen an einem Beispiel aus der Vergangenheit sichtbar zu machen.

Urs Jaeggi

Spuren eines wirklichen Professionellen

Notizen zu «Tatort: Tote Taube in der Beethovenstrasse»

(7. Januar, 20.15 Uhr, ARD)

Samuel Fuller hat für die ARD einen 100minütigen Tatort-Krimi gedreht – weil er Deutschland und Beethoven liebe. Jener Fuller, der in Godards «Pierrot le fou» auf einer Party herumsteht und, von Pierrot danach gefragt, den Film als ein Schlachtfeld definiert. Es ist kein ungewöhnlicher, aussergewöhnlicher Streifen geworden; amerikanischer als andere Tatort-Krimis ist «Tote Taube in der Beethovenstrasse» allerdings und auch leichter, weniger ernst, nicht verkrampft, aber spielerisch.

Fuller gehörte nie zu den ganz grossen Regisseuren. Die berühmtesten «B-Serials» waren sein hauptsächlichstes Feld. Talent, einen ausgeprägten Sinn für «Filmisches» sowie handwerkliches Können und Routine aber wird ihm niemand absprechen. Er ging das «Projekt Beethovenstrasse» mit leichter Hand an, vernachlässigte die Logik der Erzählung weitgehend – und er konnte sich das leisten! Fullers Tatort verhält sich zu den übrigen Filmen dieser Serie etwa wie Hawks «The Big Sleep» zu den gewöhnlichen «Privat-Eye-Krimis». Howard Hawks darf von seinem «The Big Sleep» sagen – was auf seine Art auch auf Fuller zutrifft, wenn auch etwas weniger: «Wie gesagt wissen weder Autor, Drehbuchverfasser noch ich selbst, wer wen umgebracht hat. Wir richteten uns ganz nach dem, was die entsprechende Szene noch besser machte; ich kann der Geschichte nicht folgen.» Und dennoch, wenn nicht gerade deshalb, ist «The Big Sleep» einer der besten, schönsten, brilliantesten, amüsantesten Kriminalfilme der Geschichte.

In Fullers Tatort-Krimi jagt ein amerikanischer Privatdetektiv in Köln einen internationalen Erpresserring; von deutscher Seite behandelt die Zollfahndung den Fall, weil Rauschgift im Spiel sein soll – man wird es nie erfahren. Da wird einer gewürgt – warum und ob ihm das schadet, bleibt unklar. Ob die Hauptakteurin den Privatdetektiv liebte oder reinlegen, ihren Boss verraten oder nur überlisten wollte – ein jeder darf annehmen, was ihm beliebt. An der Ecke Beethovenstrasse läuft einer, es wird geschossen, er fällt: das ist der Anfang; an der Ecke Beethovenstrasse läuft einer, es wird geschossen, er fällt: das ist das Ende. Dazwischen liegt Fullers Schlachtfeld. Es gibt Liebe, Tränen, Erpressung, Gewalt, Tod; Spannung, Aktion, Film. Es gibt Einstellungen, die einem den Atem raubten, wenn das (Fernseh-)Bild nicht so mickrig wäre, und verspielte Reminiszenzen: nett und erwähnenswert.

Fuller mag Beethoven; Beethovenstrasse klingt gut. Der Detektiv muss im fremden Köln eine Frau beschatten. Sie geht ins Kino. Er trinkt einen Whisky und folgt ihr. Er setzt sich, schaut auf die Leinwand und –: John Wayne steht mit einer Flinte herum / «Aha, John Wayne, der Hurensohn!» / «Mmm, und Dean Martin» – fühlt sich, ist zu Hause. Fuller mag John Wayne nicht, das wirft er so hin. Und Nixon kommt auch vor im Krimi. «Was hat Nixon den Russen von Peking erzählt?», fragt der Detektiv die Erpresserin; und «Was hat Nixon den Russen von Peking erzählt?» öffnet sie ihn ein andermal nach, als er etwas von der Organisation wissen will. Wayne als Sheriff: «Ich will keine Hilfe; wozu sollte ich Männer, die nicht mit Gewehren umzugehen gewohnt sind, den Gefahren im Kampf mit den Verbrechern aussetzen – ich werde schliesslich dafür bezahlt.» Schön, das wieder einmal gehört zu haben – der Schatten reisst sich

los und nimmt die Spur der Dame, die wegzugehen sich anschickt, wieder auf: Keine Gefahr wird er scheuen, der Profi – schliesslich wird er dafür bezahlt.

Warum sollte Fuller darauf verzichten, Ausschnitte aus einem Hawks-Film – «Rio Bravo», der als Negation von «High Noon» konzipiert wurde (nach ein paar Probeaufnahmen überliess Hawks die Story Zinneman und schickte sich an, das Gegenteil zu verfilmen!) – in seinen TV-Krimi einzublenden, wo doch Bogdanovich «Red River» für seine «Last Picture Show» ausbeutete? In einem Dancing tritt dann einmal Stéphane Audran als kaltgestellte Mitarbeiterin des Erpresserringes auf – «Darf ich vorstellen, Doktor Bogdanovich» (!) – und gibt ein Gastspiel mit ihrer Rolle aus Chabrols «Les biches», als Freundin, selbstverständlich. Köln, Kölner Dom, Karneval und Fuller, der Amerikaner, mit den Augen des Touristen, auch wenn er zur Arbeit kam. Karneval und Film: «Les enfants du paradis» von Carné. Kann es da einen Krimi, der Beethoven im Titel führt, ohne Karneval geben? Nicht bei Fuller. Flugs ein Kostüm her, ein Gesicht weiss geschminkt: Harlekin ist da. Der Detektiv taucht auch schon auf, selbstverständlich mit «ihr» ... Harlekin wird gewürgt, bleibt liegen, wird von der ausgelassenen Menge aufgehoben, mitgeschaukelt; die Figuren verschwinden im undurchdringlichen Gewühl – der Karneval blendet aus.

Nachbemerkung: Gute Jazz-Musiker improvisieren manchmal. Sie spielen – diese Lust am Musizieren! – die Stimmung des Publikums, leiser, ganz leiser Übermut, die Einfälle überpurzeln, Themen fliegen zu, da ein kleiner Flirt, dort ein Scherz, ein wohlgefälliges Lächeln ... ein spöttisches Äffen des Saxophones.

Manchmal sind Filme Musik.

Walter Vian

Kleine radiophonische Meisterleistung

Das «Echo der Zeit», wohl eine der meistgehörten Informationssendungen des Deutschschweizer Radios, hat durch den Zuzug jüngerer Redaktoren zweifellos gewonnen. Die vom Stoff her nüchterne Sendung – sie besteht im eigentlichen Sinn aus durch knappe Überleitungen aneinandergereihten Korrespondentenberichten zu in- und ausländischen politischen Themen – ist zu Leben und damit zu neuer Spannkraft gekommen. Man mag – um es kurz zu sagen – wieder zuhören. Geschickte Hinweise auf die zu erwartenden Themen und die Bemühungen um wirkliche Aktualität tragen dazu bei. Erfreulicherweise trägt das «Echo der Zeit» im Augenblick zur politischen Meinungsbildung mehr bei, als dies eine Zeitlang der Fall war. Grund dafür ist nicht zuletzt, dass der Kommentar innerhalb der Sendung eine Aufwertung erfahren hat.

Zu einer kleinen radiophonischen Meisterleistung kam es jüngst, als in den letzten paar Minuten des «Echos» der Individualverkehr in unserer Gesellschaft einer kritischen Würdigung unterzogen wurde. Zehn oder zwölf Minuten standen zur Verfügung – wenig genug im Vergleich mit den täglich ausgestrahlten Autofahrer-Sendungen und den Dienstleistungen, die sonst für die motorisierten Teilnehmer am Individualverkehr erbracht werden. Doch die knappe Viertelstunde wurde genutzt: Nach einer ausgewogenen, mit Bedacht zurückhaltenden Einleitung, die richtigerweise mehr als Einstimmung denn als Signal (zum Verweilen oder zum Abschalten – je nach Standpunkt) konzipiert war, wurde von drei kompetenten Sprechern mit vernichtender Deutlichkeit entlarvt, was sich alltäglich auf den Strassen über Land und in den Städten abspielt. Es begann mit einer Polemik von Jürgen Dahl. Ihre Schärfe fusste allerdings nicht allein im geschliffenen Wort, sondern ebenso sehr auf den unwiderlegbaren Fakten. Die Tatsachen, dass wir einen Drittel der Luftverschmutzung dem Auto verdanken, dass die lieben Lenker zu einem Fussgängerstreifen ungefähr dasselbe Verhältnis haben wie der Jäger zu einem Wildwechsel, dass die Motorfahrzeuge im Zuge sind, die letzten Oasen der Ruhe zu erobern, dass unsere Gesetze zwar nächtliches Teppichklopfen verbieten, dem Motorfahrzeuglenker aber einen sozusagen unbeschränkten Freibrief für Nachtrübstörung einräumen, dürften nur schwer widerlegt werden. Weil der Fortschritt, den

der Individualverkehr uns gebracht hat, das Tempo des Verkehrsflusses in mittleren und grossen Städten unter jenes einer Pferdekutsche aus dem letzten Jahrhundert hat absinken lassen, empfahl Dahl kurzerhand, aber folgerichtig die Liquidierung des Individualverkehrs. Dies im Bewusstsein, dass er wohl einen vergeblichen Kampf führt, solange Städteplaner die Autos im Sonnenschein und in der frischen Luft fahren (lies: stehen und Abgase produzieren) lassen, während die Fussgänger unter Tag verbannt werden.

Welchen Unsinn der Individualverkehr volkswirtschaftlich darstellt, erläuterte Dr. Heribert Rauch, der belegte, dass durch die Motorfahrzeugsteuern und die Abgaben auf den Treibstoffen nur 65% der Kosten gedeckt werden. 35% muss die Allgemeinheit an den Individualverkehr beitragen. Dabei sind die Verluste für die Volkswirtschaft, die durch die Unfälle entstehen, nicht mitgerechnet. Ergebnis der Milchbüchleinrechnung: Der Nutzen des Individualverkehrs wird privatisiert, der Schaden dagegen sozialisiert. Das Auto, der treue Diener des einzelnen, wird zum Schädling der Allgemeinheit. Der Mediziner Prof. Meinrad Schär führte in einem ebenso knappen wie eindrücklichen Exposé vollends in die Gebiete des Horrors; eines Horrors allerdings, dessen Gruseffekt seinen Ursprung in der Realität hat. 1800 Tote und eine schauerhafte Zahl von Krüppeln fordert der Strassenverkehr jedes Jahr allein in der Schweiz. Die Spitäler sind zu einem hohen Prozentsatz von verunfallten Privatverkehrsteilnehmern belegt. In den Städten produzieren die Wagen eine Dunstglocke, die nach und nach die Sonnenstrahlen nicht mehr durchlässt. Schlussfolgerung, um dem Chaos zu entinnen: 1. Es dürfen keine Flächen mehr für den Strassenbau geopfert werden. 2. Der öffentliche Verkehr muss durch die Eidgenossenschaft endlich in der Masse gefördert werden, wie dies infolge einer Fehlplanung bis heute mit dem Privatverkehr geschah.

Das Eindrückliche an der Sendung: Die totale Enthüllung einer ins Unheimliche potenzierten Fehlplanung in knappster und dennoch sachlicher Form. Man wird diesem Beitrag des «Echos der Zeit» keine Manipulation vorwerfen können, weil sich sowohl die Redaktion wie auch die Referenten mit stich- und hiebhaften Fakten absicherten. Sie fochten mit Argumenten und nicht mit Behauptungen, drangen in ein Gebiet vor, das allzuvielen als geheiligt gilt. Das wird im schlechteren Falle böses Blut schaffen und intern – die etwas säuerliche Reaktion der Kollegen von der Branche «Auto-Radio Schweiz» am folgenden Morgen lässt es befürchten – zu einem «Abteilungskrieg» führen. Die Leute vom «Echo der Zeit» brauchen sich indessen keine Gedanken darüber zu machen, dass sie der Abteilung Sport und Touristik ins Gehege geraten sind. Ihr Beitrag über den in der Agonie liegenden Privatverkehr – eine Tatsache, die nur deshalb übergangen wird, weil die private Blechkutsche nach wie vor Statussymbol ist und zur Befriedigung künstlich geschaffener Bedürfnisse in einer öden und entmenslichten Gesellschaft dient – war ein Stück relevanter Kritik an unserer Verhaltensweise gegenüber der Technik und damit ein nicht zu unterschätzendes Politikum.

Urs Jaeggi

Musica Helvetica 1973

Werke von zwölf Schweizer Komponisten aus den verschiedensten Epochen – vom Frühbarock bis zur Avantgarde – stehen 1973 auf dem Programm der Sendereihe «Musica Helvetica», die wiederum aus vier Einzelsendungen besteht. Es wurden einige der bekanntesten Schweizer Interpreten und Ensembles verpflichtet, wie Ursula Buckel, Saskia und Rocco Filippini, Michael Studer, Hansheinz Schneeberger, Aurèle Nicolet, Hans-Martin Linde, Jakob Stämpfli, Isabel und Jürg von Vintschger und das Stalder-Quintett. Unter der Regie von Leo Nadelmann werden unter anderem Kammermusikwerke von Paul Müller, Robert Blum, Heinrich Sutermeister, Peter Mieg, Hugo Pfister, Rolf Looser und Jürg Wyttenbach aufgezeichnet. Die Sendereihe wird von Armin Brunner redaktionell betreut.